

Schweiß und Spiele

In St. Gallen werden Ausstellungsbesucher an eine Art Lügendetektor angeschlossen. Forscher wollen so die körperliche Reaktion auf Kunstwerke testen.

Besonders glücklich sieht dieser Lovis Corinth nicht aus. Der schwarze Hut wirft Schatten über seine Stirn, kritisch, fast düster richtet der Alte seinen Blick auf den Betrachter. 1911 hat Corinth dieses Selbstbildnis geschaffen, heute hängt es im Foyer des Kunstmuseums St. Gallen. Und man könnte fast meinen, der grimme Meister missbilligt das seltsame Treiben, das sich vor seinen Augen abspielt. Schwarze Handschuhe werden den Besuchern in der Eingangshalle angelegt, an ihren Fingern Sensoren befestigt – „wie auf dem elektrischen Stuhl“ fühle sie sich dabei, sagt eine Besucherin schmunzelnd.

In St. Gallen findet derzeit ein ungewöhnliches Experiment statt. „Wir haben das Museum in ein Versuchslabor verwandelt“, sagt Martin Tröndle von der Hochschule für Gestaltung und Kunst in Basel. Der Kulturwissenschaftler leitet das Projekt eMotion, in dem Forscher unterschiedlicher Disziplinen die Wirkung von Kunst erstmals empirisch testen wollen. Dass die Kunst Geist und Seele berührt, davon gehen Philosophen seit Jahrhunderten aus. „Interesseloses Wohlgefallen“ nannte Immanuel Kant die Wirkung eines genialen Werks, von der Aura des Originals sprach Walter Benjamin. Experimentell beweisen musste sich das Schöne und Erhabene bislang aber nie.

„Pure Blasphemie“ sei das, was er tue, für viele Kollegen, vermutet Tröndle. Lange habe er suchen müssen, um einen Museumsdirektor zu finden, der bereit war, sein Haus für das vom Schweizer Nationalfonds geförderte Forschungsprojekt überhaupt zu öffnen. „Mit dieser Ausstellung gehen wir an die Grenze dessen, was ein Museum wagen darf“, so Roland Wäpse, Direktor des Hauses in St. Gallen: „Man mutet den Leuten ja schon etwas zu.“

Besonders museal wirken die Gerätschaften tatsächlich nicht, mit denen die Forscher den Kunstinteressierten zu Leibe rücken: Eine Art Lügendetektor misst, vor welchem Bild die Hand des Besuchers



Besucher im Kunstmuseum St. Gallen: Parcourslauf zu Forschungszwecken

feucht wird, ein ebenfalls im Handschuh integriertes EKG-Gerät registriert den Herzschlag, jeder Schritt und Tritt durch die Ausstellung wird dabei aufgezeichnet. Für Freiwillige verwandelt sich der stille Kunstgenuss so in einen Parcourslauf zu Forschungszwecken.

Nach dem Rundgang wird rekonstruiert, an welcher Stelle der Besucher länger verweilt, vor welchen Werken er kognitiv oder emotional besonders reagierte. „Andy Warhols Suppendose hat Sie völlig kaltgelassen“, erklärt Forschungsleiter Tröndle dann beispielsweise, oder: „Der Liebermann hat Sie ins Grübeln gebracht.“

Aus Befragungen vor und nach den Rundgängen erhalten die Forscher zusätzlich demografische Daten sowie Informationen zu Vorbildung und Erwartungshaltung der Besucher. Die gesammelten Angaben können später dann nach unterschiedlichen Kriterien ausgewertet werden: Geraten ältere Herren möglicherweise speziell vor Landschaftsgemälden ins Schwitzen? Spricht Günther Ueckers Nagelkunst vor allem gebildete Kunstliebhaberinnen an? Und wer würdigt Lovis Corinth in der Eingangshalle überhaupt eines Blickes? Kaum jemand, so viel scheint in der dritten Woche bereits festzustehen: „Die Leute nehmen Kunst

erst wahr, wenn sie die Schwelle in den eigentlichen Ausstellungsbereich überschritten haben“, sagt Projektleiter Tröndle.

Durch den Tausch von Gemälden, durch unterschiedliche Beschriftungen und Hängungen wollen Psychologen, Kulturosoziologen und Museumspädagogen herausfinden: Nehmen Laien Kunst anders wahr als Experten? Und ist es tatsächlich die Kraft des Einzelwerks, die die Blicke der Besucher anzieht? Oder sind es das Vorwissen eines Betrachters oder das Renommee eines Künstlernamens, welche die Reaktion

auf Kunst beeinflussen? Wird ein Monet etwa vor allem als „Monet“ bestaunt?

Die Forschungsergebnisse, die Anfang kommenden Jahres vorgestellt werden sollen, könnten die Arbeit von Kuratoren, Pädagogen und Museumsleitern entscheidend beeinflussen. „Welche toten Winkel gibt es in meinem Haus?“, möchte der Direktor in St. Gallen wissen, um danach eventuell die Ausstellungsarchitektur verbessern zu können. Vor anderen möglichen Optimierungsversuchen schreckt Wäpse bewusst zurück: „Es darf nicht sein, dass im Museum künftig nur noch Werke ausgestellt werden, die maximale Gefühlsreaktionen auslösen.“ Ein Museum sei schließlich kein Warenhaus.

Experimentelle Offenheit hat der Direktor bereits bewiesen: So hat er sich von den Forschern dazu bringen lassen, für die laufende Ausstellung einmal das schlechteste Werk aus den Museumsbeständen auszuwählen. Ein echtes „B-Kunstwerk“ nennt Forschungsleiter Tröndle das britische Pop-Art-Werk samt Totenkopf-Tattoo-Ästhetik von Peter Phillips, an dem er die Wirkung von schlechter Kunst testen möchte.

„Wir greifen Deutungshoheiten an“, sagt der Forschungsleiter frech. Letztlich solle durch sein Projekt auch Walter Benjamin mit seinem oft zitierten Begriff der Aura eines Originals der empirischen Überprüfung unterzogen werden. Dazu würde Tröndle am liebsten eines der Kunstwerke gegen eine gutgemachte Fälschung austauschen. Reagierten die Besucher auf diese genauso wie auf das Original, so Tröndle, „dann müsste man davon ausgehen, dass es so etwas wie die Aura des Werkes gar nicht gibt“.

Dem Museumsdirektor gehen solche Spielereien offenbar doch zu weit. „Das Museum bürgt als Institution für die Echtheit der ausgestellten Werke“, sagt Wäpse. Gutgemachte Fälschungen könne sich heute, im fortgeschrittenen Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit, sowieso jeder im Internet ansehen.

Und vor dem heimischen Computer bleiben mögliche Schweißausbrüche schließlich immer noch privat.

JULIA BONSTEIN



Warhol-Werk, 1962

„Völlig kalt“